

Der Thronfolger.

Roman von Ernst v. Wolpogen.

Doch er war Mannes genug, sich zu bezwingen. Ihre Hand hielt, ging er ein Stück Weges neben ihr her, und erst als eine neue Frage Melanie's sein Urtheil herausforderte erwiderte er, stehen bleibend und seinen unigen Blick tief in ihren unruhig fordernden sentend: „Ja, Melanie, du hast recht mit allem, was du gesagt hast. Es ehrt dich, daß du so stolz denkst — und das keine gemeine Schuld dich trifft, das weiß ich so gut wie du, mein liebste Mädchen! Und siehst du, weil ich diesen Glauben an dich mit außenabwärts habe, darum darf ich auch immer noch hoffen, daß du trotz alledem und alledem mit dem Leben fertig wirst. Zertrümmere doch, wie du geglaubt hast, dieses feinerne Denkmal der Gründung deines Geschlechtes“ — er deutete nach dem Schloßhain hinter das eben durch die Bäume hindurch sichtbar wurde — „und dann, das sollst du sehen, wirst du auch Raum gewinnen, um deinen freien Willen weiter zu betätigen. Du sollst ja nicht allein stehen dabei, Melanie — ich will bei dir sein, ich will dich nie verlassen! Wenn wir beide zusammen kämpfen, dann müßte es uns doch wohl gelingen, es mit dem bösen Leben anzukommen! Hier ist meine Hand, Melanie — nicht um Abschied sollst du sie brechen — du sollst sie festhalten für's Leben als meines treuesten Fremden, meines Bruders Hand — und vielleicht ... später einmal ... man verstimmt ja so Großes und Schweres in einem reichen, thätigen Leben! — vielleicht überzeuget dich doch einmal davon, daß eine erste heilige Leidenschaft nicht immer den ganzen Vorrath eines Menschenlebens erschöpft, und dann ...“

„Hans Jochen, was sagst du da!“ fiel sie ihm mit einer Art wilden Erstaunens ins Wort. „Du meinst doch nicht im Ernst? ...? Oder weißt du etwa nicht, was mir bevorsteht? Aber nein — ich bin ja doch erst durch deine Andeutungen darauf gebracht worden, was mein leidender Zustand zu bedeuten haben könnte!“

„Ich weiß alles und ich bekenne alles“, versetzte er, sie wieder bei den Händen fassend. „Aber selbst wenn du dich nicht täuschest, so ist es doch ja schwer! Aber ich liebe dich einmal, Melanie, und ich weiß, daß meine Liebe auch stark genug wäre, dies zu überwinden, wenn ich dafür nur eine größere Verwundtheit erlangen könnte, daß du einmal mehr als nur den Freund und Bruder in mir liebtest.“

Ihre Augen strahlten ihm in feuchtem Glanze an, immer noch in stauernder Verwirrung auf ihn ruhend. Ihre Brust begann sich rascher zu heben und zu senken — sie war bewegt — Roskoth bemerkte es mit bebender, hoffnungsreicher Spannung — sie versuchte zu lächeln — und dann löste sie rasch ihre Hände aus den seinen, barg ihr Gesicht hinein und brach in Thränen aus. —

Und er zog sie sanft an sich, lehnte ihr dunkles Haupt gegen seine Schulter und begann, ihre weiche Stimmung bemerkend, die Zukunft an seiner Seite als Genosin seines arbeitstreibenden und vielleicht sehr einfachen Lebens mit bebenden Worten zu schildern. Er war darauf vorbereitet, daß ihm nach dem Tode seines Vaters sehr wahrscheinlich das Majorat durch den Prozeß der entfernteren Verwandten entzogen und er dadurch ganz auf seine eigene Kraft gestellt sein werde — und er suchte auch ihr seine frohe Zuversicht mitzutheilen, daß gerade durch diese Verwundtheit er seiner Thätigkeit für sie beide die Bestimmung und Gehörung gewährt werden würde.

Das ist vielleicht das Grausamste an meinem Geschick, daß ich alle, die mich lieben, unglücklich machen muß! Die arme Doris habe ich gar in den Tod getrieben — und du, Hans Jochen, wirst am erlichsten um mich trauern — dir allein werde ich einen wirklich tiefen Schmerz bereiten. — Aber siehst du, du bist ein Mann, du wirst dir durch deine Arbeit auch darüber hinwegsetzen — das ist's eben, was wir nicht können — ich wenigstens sicherlich nicht! — Laß uns scheiden als Bruder und Schwester. — Wenn ich mich jetzt von dir überleben ließe und deine gültige, liebe, starke Hand annehme, dann würde ich dir deine Liebe schlecht lohnen. Ich weiß es ganz bestimmt, mein abscheulicher Stolz würde es nicht ertragen, deine karnerzige, alles verzehrende Liebe würde mich zu Boden drücken — ich könnte dir nicht dankbar dafür sein — oder gerade meine Dankbarkeit würde in meinem Herzen keine volle, große Gelegenheit aufkommen lassen. Ich lenne mich zu gut! Wie eine aus einer Besserungsanstalt entlassene Bredierin, ich und innerlich gedrückt würde ich mich unter deinen liebenden Augen durch's Leben quälen — ... dein ganzes Leben würde ich dir so freudlos machen, daß du ...“ Hier hielt sie plötzlich inne, um mit ängstlich gespannten Zügen die Schläge der nahen Schloßthür zu zählen. Roskoth hatte mehrmals versucht, sie zu unterbrechen. Auch jetzt wieder bemühte er die Gelassenheit, Einwürfe zu erheben gegen ihre Selbstanklage. Aber sie wußte ihm Schweigen zu — und während sie den Glockentönen lauschte, wie alle Farbe von ihrem Gesicht, das wieder jenen Ausdruck verweigerter Entschlossenheit annahm, der Roskoth bei der ersten Begegnung heute schon so erschreckt hatte.

„Geh's Uhr!“ sagte sie ganz leise und doch deutlich vor sich hin. Dann stürzte sie sich mit der Hand über die Stirn, wollte sich Hans Jochen wieder zu und sagte hastig und tonlos: „Laß mir, laß, du Guter, es ist alles umsonst! Glaube mir, es muß sein! Leb' wohl, mein Bruder, und verzeih mir, daß ich dich nicht anders habe lieben können. — Da — einen Augenblick noch! Ich weiß, du wirst meinen letzten Wunsch nicht verachten, weil ich ... ich habe ja keinen anderen Dank für dich. Leb' wohl, Hans Jochen!“

Und sie drückte ihre Lippen fest auf seinen Mund — zum ersten mal wieder seit ihren Kindertagen! Dann machte sie sich aus seiner Umarmung los und schritt rasch dem Laubengang hinunter dem Schlosse zu.

Einen Augenblick nur stand Roskoth verwirrt und unschlüssig da, dann aber eilte er ihr mit großen Schritten nach und rief hinter ihr her: „Melanie, was heißt das? Um Gottes willen, was hast du vor?“

Da lehrte sie sich um zu, freckte mit einem rührend stehenden Gesichtsausdruck die Arme abwärtend gegen ihn aus und bat: „Laß mich meinen Weg allein gehen — hörst du, Hans Jochen? Wenn du mich lieb hast, hindere mich nicht, mich auch niemandem von den anderen aufmerksam. — Es muß sein! Leb' wohl!“

Nach einem Winkte sie ihm zu — und dann verschwand die dunkle Gestalt im raschen Laufe die nächste Diegung.

Nun war Roskoth wirklich fastungslos. Er rang in langsamem Verwundtheit die Hände, schlug sie gegen seine Stirn — und hätte am liebsten vor Schmerz laut aufgeschrien. Da lag er aus einem Seitenweg den alten Diener Friedrich mit allen Anzeichen höchster Aufregung auf sich zu. „Herr Baron, Herr Baron, haben Sie nicht vielleicht das gnädige Fräulein gesehen?“ rief ihm der alte Grafenpferd schon auf fünfzig Schritt Entfernung entgegen. „Sie ist diesen Augenblick nach dem Hause zu von mir gegangen. Was giebt es denn?“ „Ach Gott! Herr Baron wissen ja auch alles. Ihnen darf ich es ja wohl sagen: Seine königliche Hoheit der Erb-“

Sunte Zeitung.

Alle Trompeter im heiligen Römischen Reich deutscher Nation bildeten -- wie der „Soldatenwort“ mittheilt -- noch vor etwa hundertundfünfzig Jahren eine große Jüngung, die in mehrere Kameradschaften zerfiel und deren hoher Patron und Oberhaupt der Kaiser von Sachsen war. Ein Hauptzweig der Jüngung war daher auch dieser Kaiserliche Trompeterkorps, und die Trompeter besaßen in allen freitragenden Trompeterkorpsangehörigen vor ihre Liebe oder Kameradschaft zu ziehen. Die Artikel der Trompeter-Jüngung waren vom Kaiser Ferdinand II. im Jahre 1628 bekräftigt worden, aber schon früher hatten die Trompeter vor anderen „Spezialisten“ mancherlei Vorzüge genossen, die durch strenge Wahl bei Aufnahme von Schülern und durch unbedingteshalten auf ihre vom Kaiser bestätigten Artikel immerzu zu behaupten suchten. Gleich allen Jüngungen haben die Trompeter bei Annahme der Lehrtage gar sehr auf das „ehrliche Herkommen“, es müßte der Lehrtage im Besonderen zweier oder dreier zumvorigen Trompeter „aufgebungen“ und ebenso nach zwei Jahren „losgeprochen“ werden. Die Kosten des Einschreibens oder Aufnehmens waren auf einen Reichsthaler und das dem „Lehrerinnen“ (Lehrern) zu zahlende Gehalts auf hundert Thaler festgesetzt. Auch auf die Wanderkosten mußte der ausgereitete Trompeter sich begeben. Es lag ihm nämlich ob, um nötige Rechte zu genießen und einen andern jungen Mann unterrichten zu dürfen, „einen rechten Lehrtage, es sei wieder die Tüchtigkeit oder andere“, zu thun und lieben Jahre lang seine Kunst im Felde oder am Hofe geübt zu haben. „Bei Entzage der Lehrtage der Kunst mitbringen konnte man, unrichtig und nichtumständlich.“ Die letzteren hatten nur „die Trompeter- und Gehalts“ auswendig gelernt, während jene nach Noten blafen konnten. Zu Oftern und Michaelis wurden große Zusammenkünfte gehalten, auf welchen die in die Jüngung einschlagenden zweifelhafte und freitragenden Gelegenheiten geschlichtet wurden. Die dreizehnen Trompetergemeinden mußte sich das Recht an, über alle bezüglichen Streitigkeiten in höchster Instanz zu entscheiden, was aber im Jahre 1740 durch ein besonderes Reichstumsurteil von der Juristenfakultät in Jena verurteilt wurde.

Das Zurückweichen der Niagarafälle. Nach einem Bericht John Burgarts ist seit 1842, in welchem zuerst eine genaue Aufnahme der Fälle stattgefunden hat, bis 1890 der amerikanische Fall um 9.37 m, der kanadische um 31.84 m zurückgewichen, also im Durchschnitt der Jahre jährlich um 0.195 m, der letztere um 0.663 m. 1842 hatte die kanadische Seite des amerikanischen Falles eine Länge von 3242 m, 1890 eine solche von 323.1 m, die des kanadischen Falles ist in derselben Zeit von 668.9 m auf 917.4 m gestiegen. Das in den 48 Jahren verstrichene Areal beträgt auf der amerikanischen Seite 3960 qm, auf der kanadischen 25.610 qm.

Der Gezierplatz in Bagamoyo giebt der Postpraktikant W. Weber, s. Z. Vortrager der deutschen Postagentur daselbst, in einer Schilderung, welche die „Konstanzer Ztg.“ veröffentlicht, folgendes zum Besten: Auf dem Platz ist Einzel-Gezierer. Aber es nicht gehen und gehört hat, glaubt nicht, wie die schwarzen Soldaten ihre Kräfte machen, wie die schwarzen Unteroffiziere ihre Kommandos abgeben, die genau, sondern genau den deutschen Unteroffizieren abgesehen sind. Ein Subanen-Unteroffizier, der in Ägypten schreiben gelernt hat, zeichnete die Kommandos nach dem Gehör auf. Durch Zufall bekam ich das Schriftstück zu sehen und schrieb es ab. Es lautet an: Eh -- Stillstun, Augen lecht! Augen gerade aas! Tass-kwirh na! Kwirh app! Bechts omam! Liaks omam! Mitt-sekoonen rechtsvenk march! u. s. w. Auch die schönsten deutschen Schminkeformen gebrauchen die schwarzen Unteroffiziere, um die Mißfallen auszudrücken. Am gelungensten erschießen uns ein Zulu, der sich die Lebensart angeeignet hat: „Aber etwas rath, wenn ich bitten darf.“

Wiederer Theaterangelegen. Zur Feier des hier stattfindenden Gärtners-Tages finde heute eine Festvorstellung von „Wilhelm Tell“ statt. Der Spiel ist aus der Dichtung des Herrn Strauß. Hochachtungsvoll -- Die Direktion.

Die Geschichtskundige. „Du, Mama, der Herr Lehrer hat mich heute getrafft, weil ich Wostka auf der Karte nicht habe finden können! -- Das ist aber eine Ungerechtigkeit von beiden Lehrern. Wostka ist doch im Jahre 1812 verbraunt worden!“

Das ist etwas Anderes. Deine Aufgaben, Hans, machst du ja stets recht ordentlich. Deine Gelehrten aber, die keine bringt, sind trotzdem miserabel! -- „Ja, weißt du, Mama, die macht eben der Herr Lehrer!“

Auch ein Kollege. „Erlaube mir, mich vorzustellen, Herr Neustadt: Schauspieler Brüll vom Hoftheater hier -- Neben-darsteller!“ -- „Ah, sehr angenehm, also gewissermaßen Kollege von mir!“

Abstrahlung. Kritiker: „Ihre Manuskripte haben doch immer eine gute Seite!“ -- Dichter: „O, wie freut mich diese Anerkennung! Und welche, wenn ich bitten darf?“ -- Kritiker: „Daß die eine Seite stets unbedeutend ist!“

Böhschaff. A. „Ein entsetzlicher Roman das!“ B. „Aber der Autor muß doch ein edler Mensch sein! Er schreibt ja gleich am Anfang des Buches: Vor Raubdruck wird gewarnt!“

Indirekt. Gnädiges Fräulein, darf ich um Ihren Arm bitten?“ -- „Thut's nicht auch die Hand?“

Wissenschaft. Kunst. Literatur.

Das „Militär-Wochenblatt“ kündigt die Herausgabe des militärischen Nachlasses Moltke's durch den Generalstab an.

Frau Wilma Wragel hat ein Mottelbidniss vollendet, das die Offiziere des deutschen Generalstabs ihrem früheren Chef, dem Grafen Balbace, als Abschiedsgeschenk in den nächsten Tagen überreichen lassen wollen. Das Bild zeigt den Kopf des Feldmarschalls in derleißen Auffassung, wie auf dem bekannten Gemälde, und zwar auf ausdrücklichen Wunsch der Auftraggeber. Der Kopf ist gezeichnet, und über die Schultern ist ein Netz gelegt, wie ihn der Berewigte in dem letzten Winter stets trug.

Ein neues Preisaus schreiben erläßt der Verlag der in München erscheinenden Fackelzeitung für Maler „Die Wappe“ zur Erlangung von guten Entwürfen für „Erdene“ und „Goldene“ Medaillen, nachdem die vorjährige Konkurrenz bei überaus reger Theilnahme mit der Vertheilung dreier Preise im Gesamtbetrage von 600 M. ihre Erledigung gefunden hat. Es wird diesmal ein fester Entwurf zur Bemalung der Decke, der Wand, der Thüre und Fenster eines Schlafzimmers verlangt, dessen Ausdehnung 5 m nach jeder Seite hin überschreitet. Die drei besten Arbeiten erhalten 200 M. als ersten, 200 M. als zweiten und 100 M. als dritten Preis. Für den Fall, daß sich keiner der Entwürfe des ersten oder zweiten Preises würdig erweist, gelangt die Summe von 600 M. unter die eingeleisteten besten Arbeiten je nach deren Qualität zur Vertheilung. Die näheren Bedingungen sind zu erfahren von der Verlagsbuchhandlung Georg D. W. Callwey in München.

Schachfächlein des guten Raths“ (Union, Deutsche Verlags-Gesellschaft, fein gebunden, 827 Seiten, 54 Illustrationen, Preis 5 M.) nennt sich ein elegantes, statisches Buch, mit welchem sich der Herausgeber Wilhelm Spemann unter Mitwirkung tüchtiger Fachkräfte die große und dankenswerthe Aufgabe gestellt hat, auf alle Fragen des praktischen Lebens eine bündige und sachgemäße Auskunft zu erteilen. Dieses ungemein nützliche Buch, das in der That eine „praktische Hausbibel“ genannt werden muß, hat verdientermaßen bereits sehr große Aufträge erlitten und liegt nunmehr völlig unangekündigt, viel beachtet und verbreitet, in neuer Gewandung und in neu hinzugekommenem Hilderschied vor uns. Wie in den früheren Ausgaben bestehen besondere Abschnitte, die in streng gegliederten und doch innig zusammenhängenden Absätzen, in einzelnen wie in ganzen, eine interessante und amüsante Lektüre bilden: Für Haus und Wohnung, für Gesundheit und Krankheit, für Haushaltung, Küche, Keller und Hausmittelvertheilung, den Gebrauch der Hauswirtschaftliche, Zimmer-, Kell- und Wirthschafts-gute Lebensart, Heilkräuter und Heilpflanzen, Erziehung und Berufsstand, Rechtsverhältnisse und Spiele. Allen nur die Aufzählung dieser Kapitelübersicht, die sich in nicht weniger als 238 Einzelartikel gliedert, beweist, daß kaum etwas verzeßen ist, was das Interesse des tüchtigen Lesers der deutschen Familie berühren könnte, und so ist uns das Buch denn auch inhaltlich ein sehr wertvoller Hausfreund geworden, den man angelegentlich empfehlen, da er nie in die Länge läßt und mit seinen praktischen, gefunden und ästhetischen Aufschauungen überall einen recht heilsamen Einfluß üben wird.

Für die Redaktion verantwortlich: Hermann Jordan in Halle.

Druck und Verlag von Otto Hendel in Halle a. d. S.



großherzog ist eben im Walde gesehen worden — sie wollen gewiß wieder mit unsemern gnädigen Fräulein ein Rendezvous haben. Ich hab's dem Herrn General schon gemeldet, wie's mir befohlen war — und jetzt suchen der Herr General das Fräulein Melanie liberal. Ach, ich bin so froh, daß Ihr Herr Vater bei ihm ist — denn sonst wäre mir lange um unser armes gnädiges Fräulein, so angezerrt wie der Herr General sind!

„Der Erbgroßherzog, sagten Sie? Herr Gott im Himmel, sollte das...?“ Koszoth griff sich mit beiden Händen an den Kopf und dann fuhr er, den großen Diener am Arme fassend, fort: „Der Herr General weiß also?“

„Ja, gewiß! Wie sich die jungen Herrschaften das letzte mal hier bemitleiden getroffen haben, da war mir's hinterbracht worden, und ich hielt es für meine Pflicht, dem Herrn General alles zu sagen, sobald er wieder einmal bei sich war; denn es ist doch...“

„Ja, ja, schon gut. Wissen Sie vielleicht, wo sie das vorige mal zusammen gekommen sind?“

„Jawohl, draußen bei der Sträußbüttel nach Niklasrode zu, da hat man sie gesehen, und seitdem hat der Herr General nicht beauftragt, daß ich immer fleißig aufpassen soll, falls der Herr Erbgroßherzog sie einmal wieder...“

„Ich danke Ihnen, lieber Friedrich,“ unterbrach ihn Koszoth ungeduldig. „Bitte, sagen Sie meinem Vater, er möchte doch um seinen Preis den alten Herrn hier verlassen, bis ich zurückkomme, und auch das gnädige Fräulein im Auge behalten. Ich ginge jetzt in den Wald. — Und sonst zu niemandem ein Wort, hören Sie, Friedrich!“ Damit eilte er rasch davon. —

Die Sonne neigte sich zum Untergang. Durch den hochstämmigen Buchenwald hindurch leuchtete die purpurne Gluth und troff wie Blut herab aus den glatten grauen Leibern der gewaltigen Baumriesen. Koszoth's Auge wurde geblendet von dem flimmern und Glacieren durch das bewegte Laub, von dem raschen Wechsel des graugrünen Dämmerlichts mit dem feurigen Widerschein der Himmelskrone, als er, alle Sinne und Nerven gespannt, den nächsten besten Waldweg, der die Richtung auf Niklasrode einschlug, entlang lief und dabei fortwährend rechts und links ausspähte, jeden Kreuzweg, jede Schneise mit raschem durchdringendem Blick bis an's Ende verfolgend. Grüne Kreise schwebten vor seinen Augen, wenn er sie von dem blutrothen Wesen fort einer anderen Richtung zuwandte. — Dann mußte er still stehen und die Hände auf die Hüften drücken, um den blendenden Farbenpuls los zu werden. Und jedesmal fürchtete er, daß gerade während eines solchen Astenwechsels der Prinz irgendwo vorübergegangen sein oder gar ihn bemerkt haben und ihm einschließen sein könnte. Seine Pulse hämmerten vor Aufregung. Jeder Schlag seines Herzens klang ihm in den Ohren wieder — wie ein Stoßgabel um Erfüllung seines braunenden Wunsches! Wenn es ihn gelang, Georg Friedrich zu sprechen, ehe er mit Melanie zusammenkam, dann durfte er doch noch hoffen, das Entschlossene abzuwenden!

Aber nirgendwo wollte sich die hohe, schlanke Gestalt des Prinzen erheben lassen. Kein Mensch begegnete ihm auf seinem einsamen Wege, den er hätte um Auskunft fragen können. Und als er endlich nach fast halbstündigem Laufen erpicht und athemlos den Waldrand erreichte, da mußte er zu seinem Schrecken bemerken, daß er in der Aufregung die Richtung verfehlt hatte. Die Sträußbüttel, die er auf gut Glück zum Ziel gewählt hatte, mußte erheblich weiter südwärts liegen. Er ging also am Waldbrande entlang ohne Weg und traute sich nicht einmal auf das freie Feld hinaus, um nicht etwa zu früh bemerkt zu werden. Ueber trockne Zweige und

altes Laub fürzte und holperte er vorwärts. Da endlich, nach abermals zehn Minuten anstrengenden Marsches, als er sich eben durch ein dichtes Haselgebüsch hindurch gearbeitet hatte, sah er die Sträußbüttel vor sich liegen. Er schaute nach allen Seiten um — keine menschliche Seele weit und breit! Er ging um das Häuschen herum — er drückte auf die Thürkante — die Thür war verschlossen. Nichts — umsonst — verheißt!

Er stieß einen tiefen Seufzer aus und schaute wieder nach der Vorderseite, um sich auf der Waldenbank dort niederzulassen, völlig erschöpft, wie er war. Er nahm den Hut ab, frönelte sich die Schweißperlen von der Stirn und bemühte sich, seiner siedenden Erregung Herr zu werden, ruhig nachzudenken. Aus dem nahen Dörfchen, da unten am Fuße des Hügels, klangen die Grillen und die Abendgloden heraus, im Graue zupien die Grillen, und eine müde Kerze senkte sich nahe vor ihm flatternd und zuckerschend zu ihrem Neste hinab. So friebertig schiedten Wald und Lu' sich an, zur Wuth zu gehen — und dort das arme, gequälte Menschenkind, das auch wohl um diese stille Abendstunde sich verzweifelt an die leere, höchstern Brust des Todes werfen wollte. Ach, vielleicht während er hier rastete und den Grillen lauschte, war das Schreckliche schon geschehen, das zu verbinden er bangenführte! Melanie, die zum äußersten Entschlossene zurückgeblieben, sollte den beiden alten Herren gelüßt sein, nachdem all sein liebendes Bemühen erfolglos gewesen? Bitterkeit war sie jetzt schon an einer ganz anderen Stelle des Forstes mit dem Geliebten zusammengetroffen und tauchte die letzten Kräfte und Lebenswärme mit ihm über der Erde ihn gar, mit ihr gemeinsam das ewige Vergeßen zu liden! O, nur schnell fort von hier, aus dieser entsetzlichen Friedensstille! Auf nach einer anderen Richtung — irgendwohin — gar weit vom Schlosse konnten sie sich nicht eiferner haben — irgendwo mußte er sie doch noch treffen!

Und er schüttelte die Mattigkeit von sich, erhob sich rasch und wollte eben um die Hütte herum wieder dem Walde zu eilen — als er plötzlich ganz in der Nähe Schritte sich nahen hörte! Laufend blieb er stehen.

Da — jetzt hielt der Schritt an der Rückseite des Häuschens — und jetzt wurde ein Schlüssel hinter sich in dem verrosteten Schlosse herumgedreht und dann die Thür aufgeschlossen. Mit wenigen großen Schritten erreichte Koszoth die Thür und — stand dem Erbgroßherzog gegenüber!

Georg Friedrich — er war im Jagdanzug, jedoch ohne Gewehr — prallte zurück, als er so gänzlich unvermuthet die hohe Gestalt des einflussigen Freundes auf der Schwelle erschämen sah. Aber nur wenige Fußschritte lang blieben seine weitgeöffneten Augen mit diesem Ausdruck erschrockenen Staunens auf Hans' Boden ruhen; dann trat er entschlossen auf ihn zu — und ein fast verächtliches Lächeln verzerrte seinen hübschen Mund, als er die ersten Worte fand.

„H so — eine falsche Alse!“ rief er Koszoth entgegen. „Du hast ja gedröhlt, mich über den Haufen zu schiefen, falls ich an ihr zum Schutze wäre. Hier ist der Schutze — ichselb! Du hast ja auch das beste Recht dazu — ich will mich nicht wehren! Zum Sterben bin ich ja auch hierher gekommen... Also bitte — mir wollen nicht lange rechnen — ich glaube dir's gerne, daß die Summe stimmt: ich bin ein Schutze und damit basta!“

„Nein, Georg, das bist du nicht — mein armer, armer Freund! Die bin ich glücklich, daß ich dich noch hier treffe, damit ich dir sagen kann: verzeh' mir meine Drohung von damals! Ich war ja selbst von Leidenschaft so verblindet — aber nun komme ich, um dir aufs neue die Hand entgegenzustrecken, um dir zu helfen, wenn du dir helfen lassen willst!“

(Schluß folgt.)

Da Capo.

Stiftliche Novelle von E. Rossi.

Man schrieb in Paris 1798. Der König Ludwig XVI. ist gefangen im Temple — ganz Europa beneidete sich gegen die junge Republik. Wenigen allein sanfte einen Heerstrom von schlagenden Mann, Festerreich die Kaiser, Hessen ein schntauend Mann harses Kontingent.

Vor Pittsburg lag Prinz Condé mit sechshundert Emigranten, die ihre Woffen gegen das eigene Vaterland führten, und durch ganz Europa drang ihr hochmüthiges Geschrei: „Frankreich muß unterliegen, weil seine Soldaten keine Abeligen zu Anführern haben!“

Und thatsächlich hatte es zuerst den Anschein, als ob die junge

Republik mit ihrer geringen Truppenanzahl dem zehnfach überlegenen Feind unterliegen müße. Man wußte, daß der Feind schon die Verbund vorgerückt ist und daß die Preußen in drei Tagemärschen vor Paris stehen könnten. Paris war deshalb in die höchste Angst und ein allgemeines Aufbegehren erfolgte, — außerdem blieb kein Mittel unberührt, den Enthusiasmus der Bürger zu entflammen, und die Wäpne selbst wurde zur Tribüne der Beredsamkeit; — Vergniaux, „der kleine Mirabeau“ genannt, sprach alle Abende nach dem Hellen des Vorhangs seine beruhigende Rede: „Dulce et decorum est pro patria mori!“ Mehr aber noch als dieser Beraber begeisterte der Opernsänger Raps die Menge; —

als Kind des Volkes enthusiastischer Republikaner, ergriff er diesen Anlaß, sich um sein Vaterland verdient zu machen, ohne die Grenzen der Kunst zu überschreiten oder seinen Beruf zu entweihen.

Schon Abend, nachdem der Vorhang gefallen, erhob er sich noch einmal zu einem patriotischen Anspiel. Die Bühne zeigte in der Mitte einen Altar, umgeben von Vorkämpfern, Soldaten, Greifen, Weibern und Mädchen, unter denen Laps als Oberpriester mit laubumwundenem Haupt, feierlich im weißen Talar Verbrand auftrat, und dann mit seiner herrlichen Stimme das Lied der Republik, die Marseillaise, anstimmte. Und so oft er zu der patriotisch-berührenden Stroche kam:

„Amour sacré de la patrie!“

fiel die ganze Beclamung, hingestirren von dem Rauber des Liebes, von dem Worte: „liberté, liberté, éternelle!“ auf die Mitte, und jeder, wie von einem elektrischen Funken durchglüht, schauerte feierlich alles daran zu sehen, daß der Feind nie den freien demuthlichen Boden betreten solle. — Und dieser Enthusiasmus blieb, er fiel nicht mit dem Vorhang im Theater. Am Ausgange des Opernhauses war ein Bureau eingerichtet — mit einer Anzeigebüchse, in welche Kaufleute ihren Namen schrieben, so oft die Vorklärung beendet war; schon drei Tage später kamen sie dann mit den Woffen in der Hand zur Grenzwache, ob auch Mutter, Weib oder Braut dabei bittlich weinten und heimlich den „Zauberling“ des Sängers Laps bewundern, ihn, der das Verberbureau der Oper errundete.

Eines Morgens, als er am Klavier saß, wurde die Thür heftig aufgerissen und eine Frau künzte in sein Zimmer. Sie mochte kaum vierzig Jahre zählen, und zwar eine sehr stattliche, hübsche Erscheinung, der man an Aussehen und Kleidung die Wohlhabenheit deutlich anmerkte.

„Was möchten Ihr, Bürgerin?“ fragte Laps, ohne die Hände von den Tasten zu heben — „vielleicht ein Billet zur heutigen Marseillaise?“

„Eine Marseillaise? Also du bist Laps? Höre ich mal auf zu trommeln, ich habe endlich mit dir zu reden! Du bist also derjenige, welcher alle jungen Männer zu Doumouriez schickst? Aber mein Sohn will nicht abmarschiren, das sage ich dir — ich habe nur den einen, und der ist, bei Gott, nicht wegen der Preußen in die Welt gesetzt worden!“

„Deinen Sohn?“ erwiderte Laps, noch immer am Klavier, „wer bist du denn, wenn ich fragen darf?“

„Ich bin Mama Beuron,“ — Blüthe eines Gemüthsartners aus der Vorstadt St. Antoine, und ich darf mit Stolz sagen, eine durch Fleiß gut gestellte Bürgerin, entzogene die hübsche Frau und frisch sich über die rothe Mißthat.

„Aber dann begreife ich nicht, weshalb dein Sohn das Vaterland nicht verheißigen soll!“ rief vorwurfsvoll die Mutter.

„Vaterland?“ — „Wohin bin ich, mein Haus, mein Gemüthsgarten sein Vaterland.“

„Gut, das ist logisch — dein Fleiß ist dein Reich, ein Stück Fleiß der Republik — und die Republik zu verheißigen, dazu sollen alle Tapferen des Vaterlandes den Feind gemeinschaftlich von der Grenze jagen.“

„Du selbst sammt meinem Sohn zum Feind, ja zur Schlle gehen — dagegen habe ich nichts — aber meinen lieben Jungen sollst du nicht verheißigen. Sieh, ich bin schon zehn Jahre Witwe, weil ich den guten Beuron, meinen Seligen, nicht alku hart betrauerte, hatte ich Berber genug — ich wies sie alle ab — sogar den hübschen Adolofen Sauterre, der jetzt eine so große Rolle in der Republik spielt — alles nur aus Liebe zu meinem Jungen. Aber wie schön ist er auch, und so groß und wohlgezogen. Sechs volle Jahre hat er alle von St. Paul ihn in Pension gehabt, jährlich habe ich volle 600 Franken baar niedergelegt — aber geltend hat er dafür, wie ein Weiser aus dem Vorgetand. Und nun verlohrt ihn der Teufel gestern in dem verfluchten Theater — und jetzt ist er Soldat!“

„Du, du!“ unterbrach die Republikanerin in ihrem Ton, „du wirst doch seine schlechte Republikanerin sein.“

„Nun fuhr aber die rechte Witwe auf.

„Sage mir so etwas nicht! Ich komme aus der Vorstadt St. Antoine, wo alle, alle treu zum Volke halten! Ich will ihn ja auch nicht zurückhalten, sollte der Feind erst in die Champagne einbrüngen, bis dahin aber soll mein Sohn bei mir bleiben. Großer Gott, was liegt der Republik an einem Streiter mehr oder weniger, zwei Arme entscheiden ihre Schicksal nicht! Mein Fleiß ist 50,000 Franken werth — und er müßte doch toll sein, wenn er sich mit solchem Vermögen von den Preußen loslöschten läßt! Das mögen arme Hungerleider thun, die nichts zu verlieren haben.“

Laps wurde nachdenklich — der Frau standen, trotz ihres Schimpfens, die Thränen in den Augen. Er sagte dann auch in bedauerndem Ton:

„Aber wenn dein Sohn wirklich Meinet ist, so hängt seine Ausbeutung nicht von mir ab.“

„Das ist es nicht. Du hörtest, Sauterre sieht mich — er wird ihn freigeben, er vermag das! Du aber sollst mich einen lieben

Jungen den Teufel sehen und ihm seinen Patriotismus austreiben — ich will ihn dir morgen freigeben — herzlich mit dir!“

Laps verbrach es mit Hand und Mund, und ihre seuchenden Augen tröndeln, verließ Mama Beuron den patriotischen Sängers.

Früh schon am folgenden Morgen wurde der junge Herr Beuron bei Laps gemeldet — der Sängers legte das Buch, worin er gelesen, offen vor sich auf den Tisch und trat dem Besucher einige Schritte entgegen. Jean Beuron war ein schlank gemaderner schöner Jüngling mit schwarzen Augen und schwarzem überflüchtigem Blick. Laps redete ihn an:

„Also Sie gehören auch zu denen, die an der Republik zweifeln?“

„Nein, besonders nicht, wenn alle, die mir gleichen, sie verheißigen.“

„Da haben Sie recht. — Dennoch sind bürgerliche Wächtern ein eben so großes Verbrechen, als dem Altar der Republik als der Kampf gegen den Feind!“

„Aber Sie sind der einzige Sohn einer Witwe.“

„Gewiß — und zudem jung und reich. Mein Nachbar ist ein armer Postoffiziermacher, der mühsam Weib und Kind ernährt, und morgen geht er doch zur Arme.“

„Und wenn Sie getödtet werden, junger Freund?“

„Dulce et decorum est pro patria mori!“ rief Jean Beuron, und mied lächelnd auf das offene Buch.

„Ja!“ rief Laps begeistert, — ja es ist thö und ehrenhaft für das Vaterland zu sterben! — er ergriff den Voratz:

„Mors et fugacem persequatur virum,
Nec parcat imbellis juvenata
Papillibus timidore toro!“

„Gewiß, der Tod ereilt den Flüchtling, und verlohnt weder den Mühen noch die Strafe des Feigen! Stellen Sie, Freund — zieh' Sie an die Grenze — stellen Sie sich unter die dreifarbige Fahne. Es ist schön für das Vaterland und die Freiheit zu sterben! Kämpfer, tapfere Streiter — schlaget die Tyrannen — vernichtet die Feinde —

„Allons enfants de la patrie —
Le jour de gloire est arrivé!“ —

Unwillkürlich stimmten beide die begeisterte Hymne an und sangen, daß die Fenster bebten — alle Balkanten standen auf der Straße still und schlugen den Takt mit den Händen.

Büßlich sprang die Thür auf und Mama Beuron im blutrothen Seidenkleide, mit Wangen, die eben so glänzen und flammenden Augen, küßte mit geballten Fäusten auf Laps zu.

„Du bist also ein leidlicher Judo! So — so fällt da dein Wort.“

Statt aller Antwort binnete Laps das Fenster seines Kabinetts und fuhr fort, der angeklachten Menge das Lied vorzutragen. Als er geendet, brauchte ein tausendfaches Da capo! empor — und Beuron umschlingend lang der Sängers noch einmal das aufreißende Lied, während Mama Beuron, schluchzend auf einen Distan hingeworfen, begriff, daß ihr Sohn nicht zurückzuhalten sei.

Ueber der letzte Ton verbrast war, rief Laps hinab:

„Oder geh' in einen Keller, der an die Grenze eilt, um die Republik zu vertheidigen, die Feinde zu vernichten — nieder mit Witt und Stoburg — es lebe Doumouriez!“

Der braunende Ruf Da capo! schallte durch die Luft — einen Moment später trat Laps auf die Straße, vom rasenden Beifall der Menge begrüßt. Die Weiber umarmten ihn, beküßten seinen Hut, und die Jünglinge reckten seine Hand.

Der Präsident von St. Fargeau ging eben vorüber, er erkannte Laps und redete ihn an:

„Woher dieser Lärm, lieber Laps?“

Laps erkannte auch seinerseits den reichen Volksmandatar, den schlanken Oberpriester.

„Das Volk ist hingestirren, Bürgerrepräsentant, weil ein Jüngling im Begleit steht, den Spruch zu vertheidigen.“ „Dulce et decorum est pro patria mori.“

St. Fargeau schüttelte ihm und dann auch Beuron die Hand.

„Mit solchen Gesüßeln stirbt man nicht — man triumphirt über die Feinde. Ich gebe Ihnen einen Brief an Doumouriez mit — Sie werden ihn ausgeben.“

Und während ihr Sohn an der Hand des mächtigen Volksfreundes fortzschritt, küßte Frau Beuron unter Thränen dem Sängers zu: „Du sollst mir für dieses „Da capo!“ noch einmal büßen.“

Laps, bewegt von ihrem Schmerz, suchte sich durch einen Scherz zu beruhigen.

„Sie vernünftige, schöne Frau — ich verpöchte dir, die Marseillaise zu singen, wenn immer du sie von mir zu hören begreißt — das ist alles, was ein armer Sängers für eine gute Republikanerin thun kann.“

„Sie aber wandte ihm den Rücken und folgte dem scheidenden Sohn.“ (Schluß folgt.)

